

Die Stadt im Urchristentum

Ort der Verkündigung und Auseinandersetzung mit anderen Religionen

Martina Bär

Die antiken Städte waren die Wiege des Christentums, insofern in ihnen die christliche Mission ihren Anfang genommen hat. Wie sich die christliche Identität in Auseinandersetzung mit den multireligiösen und multiethnischen Städten herausgebildet hat, ist auch für die aktuelle Situation des Christentums aufschlussreich.

Die christliche Mission hat in der Stadt ihren Anfang genommen. Während Jesus hauptsächlich im ländlichen Raum Palästinas das Reich Gottes verkündete – wovon auch die Metaphern in seinen Gleichnissen zeugen –, sind die ersten Missionare wie Paulus oder Barnabas zielgerichtet in die griechisch-römischen Städte gegangen, um die Botschaft von Jesus Christus bekannt zu machen. Dort haben sie *Stadtgemeinden* gegründet: die Urzellen der christlichen Kirche. Städte sind deswegen die Wiege des Christentums. Mit der missionarischen Strategie, in den Städten das Evangelium zu verkünden, ist der ursprünglich dörflich-ländlichen Jesusbewegung ein bedeutender Entwicklungsschritt gelungen. Nachdem sich die christlichen Gemeinden in den Städten etabliert hatten, gingen die Missionare des 2. Jahrhunderts wieder auf das Land. Mit diesen unterschiedlichen Verkündigungsräumen haben die frühen Christen mehr oder weniger bewusst die in der Gesellschaft des Römischen Reiches herrschende Kluft zwischen Stadt- und Landbevölkerung überbrückt

– etwas, was sich für die breite Etablierung des Christentums im Römischen Reich als sehr bedeutsam erweisen sollte.

Die Stadt – ein hervorragender Missionsort

Warum aber galt die Stadt als einziger Missionsort? Zunächst einmal ist grundsätzlich zu sagen, dass die Städte des Mittelmeerraumes in den großen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen seit Alexander dem Großen bis zu Kaiser Konstantin eine bedeutende Rolle spielten. Es ist die politische Einsicht Alexander des Großen gewesen, dass die Städte Zentren sind, an denen er seine neue kulturelle Vision von der Hellenisierung der Bevölkerung des Mittelmeerraumes erfolgreich durchsetzen konnte. Die Gründung neuer Städte und Belagerung von bereits bestehenden Städten haben Alexander der Große und die ihm nachfolgenden hellenistischen und römischen Herrscher als Mittel zum Zweck eingesetzt, eine neue „Leitkultur“ einzuführen, also die ansässige Kultur zu hellenisieren und das eigene politische System mit seinen Idealen aufzuoktroy-

ieren. Dies führte aber dazu, dass die römisch-hellenistischen Städte nicht nur zu Zentren avancierten, an denen der Handel aufgrund besserer Handelsbeziehungen blühte, sondern sich auch – ganz ähnlich wie heute – zu Brennpunkten des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens entwickelten, an denen Menschen verschiedenster sozialer, kultureller und religiöser Herkunft aufeinandertrafen. Hafenstädte wie Korinth oder Ephesus sind Umschlagplätze von Gedanken, religiösen Weltanschauungen, Waren und auch Sklaven gewesen. Die Städte stellten deswegen für die Missionare ideale Orte dar, um das Neuartige, was mit dem Christusereignis angebrochen war, publik zu machen und dabei viele und unterschiedliche Menschen zu erreichen, auch Nichtjuden. Hinzu kommt, dass viele Missionare „Stadtmenschen“ waren. Paulus beispielsweise ist in der Stadt Tarsus aufgewachsen, einer bedeutenden Stadt in der heutigen Türkei. Dort hat er als Kind jüdischer Eltern vermutlich die Vorzüge des hellenistischen Bildungsideals genossen. Als Zeltmacher von Beruf war er für den

Erwerb seines Lebensunterhaltes auf die Stadt angewiesen. Von daher liegt es nahe, dass Paulus, weil er den städtischen Kontext kannte und ihn sicherlich auch aus beruflichen Gründen brauchte, die Stadt als Missionsort wählte. Der wichtigste Grund aber sind die Synagogen der in Städten ansässigen jüdischen Gemeinden. Die Missionare, welche die Jesusbewegung anfänglich ja als eine jüdisch-messianische Gruppierung verstanden, konnten in den Synagogen, wo man griechisch sprach, das Evangelium von Jesus als dem verheißenen Messias verkünden. Hier warben sie Juden, Proselyten und Gottesfürchtige für den „neuen Weg“ (vgl. Apg 9,2). Ihre Verkündigung hat nicht selten zu Spaltungen in den Synagogengemeinden geführt. Wenn sich eine Gruppierung aus der Synagoge dem neuen Weg anschloss, stellte sie die erste christliche Gemeinde in einer Stadt dar. Der Kirchenhistoriker Adolf Harnack resümierte bereits um 1920: „*Das Christentum war Städtereligion: je größer die Stadt, desto stärker – wahrscheinlich auch relativ – die Zahl der Christen.*“

Die ersten Christen setzen sich mit den Heilsangeboten der Religionen der Stadt auseinander

Allerdings darf man sich die christliche Mission in den antiken Städten nicht als einen einseitigen Akt vorstellen, bei dem die Missionare plötzlich auf den Plan traten, das Evangelium bezeugten, Menschen überzeugten, Gemeinden gründeten und Zug um Zug eine Stadt nach der anderen für die „Sache Jesu“ einnahmen. Vielmehr war es so, dass die ersten Missionare und Gemeinden entscheidende Impulse auch

durch das Gegenüber zur öffentlichen Religion gewannen. Dazu muss man wissen, dass die antiken Städte keinesfalls religionslose Städte gewesen sind. Die antike Stadt war vielmehr ein von Religion übersättigter Raum. Die antike Stadtgesellschaft erwarb sich ihre innere Gewissheit immer auch durch den öffentlich und privat vollzogenen Kult. Allerdings ist hier nicht von einer Hauptreligion, wie etwa die römische Staatsreligion, die Rede, sondern von vielen Religionen.

Dr. Martina Bär ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Exegese und Theologie des Neuen Testaments an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.

Die antiken Städte waren multi-religiös und multiethnisch. In einer Hafenstadt wie Ephesus mit einer bunt zusammengewürfelten ethnischen Bevölkerung von ca. 400.000 Einwohnern herrschte religiöse Vielfalt. Ephesus zählte im 1. Jahrhundert über zehn verschiedene Ethnien. Verehrt wurden die verschiedenen Göttinnen und Götter des griechischen Pantheons. So war der Kult um die Göttin Artemis zentral für Ephesus. Der Kult in ihrer Tempel-

anlage war bei vielen Einwohnern verbreitet und galt als einer der offensten Kulte, denn er integrierte unterschiedliche Ethnien und soziale Schichten. Aber nicht nur griechische Gottheiten wurden durch entsprechende Kulte geheiligt. Aufgrund der guten Kontakte und Handelsbeziehungen nach Alexandria verbreitete sich die ägyptische Religion rasch, so dass die ägyptischen Götter Sarapis, Isis und Anubis auch in Ephesus zahlreiche Anhänger fanden. Nebst diesen Kulturen ließen sich die römischen Kaiser als Götter verehren. Bei diesem politisierten und staatlich regulierten Kult wollten die Kaiser als diejenigen gefeiert werden, die Frieden, Sicherheit und Wohlstand in die Provinzen gebracht haben. Und schließlich ist in Ephesus seit etwa dem 3. Jahrhundert v. Chr. eine jüdische Gemeinde mit einer Synagoge angesiedelt.

Die christliche Mission der Anfangszeit hatte sich somit nicht mit einem kämpferischen Atheismus bzw. mit einer immer mehr um sich greifenden Religionslosigkeit oder religiösen Gleichgültigkeit auseinanderzusetzen, sondern musste bemüht sein, in Stadtgesellschaften Fuß zu fassen, in denen der Alltag durch viele Religionen bestimmt und reguliert war. Die Menschen der Antike artikulierten durchaus die Fragen nach Heil, Leben und Tod. So trugen die Philosophen und Vertreter der verschiedenen Religionen meist auf der Agora, dem Marktplatz, den Wettstreit um die Gunst des Publikums aus. Der christliche Glaube hatte sich zunächst in der Konkurrenz der religiösen und philosophischen Weltanschauungen zu behaupten. Dies verdeutlicht sich in der Apostelgeschichte. Lukas zeigt dort wie in einer missionstheo-

logischen Übersicht verschiedene Situationen auf, die von ganz unterschiedlichen religiösen Vollzügen bestimmt sind. Dabei erörtert er, wie christliche Gemeinden sich in diesen unterschiedlichen religiösen Kontexten kritisch einzubringen haben und was die Konfrontation und Auseinandersetzung mit diesen anderen Religionen und Weltanschauungen für das Selbstverständnis des christlichen Glaubens bringt. Die Konfrontation mit den anderen Glaubensinhalten verhilft zur Eigenreflexion und Identitätsbestimmung. Besonders zu beachten sind in diesem Zusammenhang die großen Reden der Apostelgeschichte, die gerade mit dieser kritischen, aber zugleich einladenden Wahrnehmung der anderen Religionen befasst sind: Die Stephanusrede (Apg 7), die im Hinblick auf Israel den übergreifenden Horizont Gottes deutlich macht; die Areopagrede (Apg 17,22–31), die deutlich Anknüpfungspunkte zwischen der Philosophie und der christlichen Predigt sieht, aber eben als entscheidenden Differenzpunkt die Frage der Totenauferstehung geltend macht; die Miletrede (Apg 20,17–38), in welcher der „lukanische Paulus“ auf die Spätzeit schaut, die die Leser der Apostelgeschichte faktisch verkörpern, und dabei herausstellt, dass die Kirche in eine von innen und außen wirksam werdende Krise kommen werde, in der sie sich bewähren muss. Gemeint ist die Gnosis.

Christliche Identitätsbestimmung durch Inkulturation des Evangeliums in der Stadt

Durch die „Inkulturation“ des Evangeliums in andere kulturelle Kontexte avancierten die antiken Städte der mediterranen Welt zur

Kirche und Bildung

In Erfurt wird mit kirchlichen Schulen etc. die alte Tradition christlich geprägter Bildungsstätten weitergeführt. Historische Stätten sind das ehemalige Jesuitenkolleg (oben) und das alte Universitätsgebäude (rechts unten) – das jetzt wieder „kirchlich“ wurde: Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland hat es jüngst nach umfassender Renovierung als Verwaltungssitz bezogen.

gleichen Zeit auch zu Orten, an denen die messianische Jesusgruppe ihrer ursprünglich jüdischen Herkunft entwuchs. Denn dort öffnete sie sich erstmals für Nichtjuden und nahm Heiden in ihre Gemeinschaft auf. Das veränderte die *Identität* und das Selbstverständnis der Jesusbewegung als einer aus Palästina stammenden messianisch-jüdischen Gruppierung. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Im syrischen Antiochien, wo erstmals eine Gemeinde entstand, die Juden und Heiden unter einem Dach versammelte, wurde dieser Gruppierung ein Name und damit eine neue Identität beigelegt, die den Unterschied zu einer rein jüdischen Gruppierung markierte. Die Antiochener nannten diese Gruppe *Christianoï* – die Christusanhänger (Apg 11,26).

Die Auseinandersetzung mit diesen vielen anderen Religionen und die Inkulturation des Evangeliums in ein anderes ge-

sellschaftlich-kulturelles Umfeld brachte auch theologische Modifikationen und Weiterentwicklungen des verkündeten Evangeliums von dem auferstandenen Jesus als dem verheißenen Messias, in dem den Menschen Rettung und Heil geschenkt wird, mit sich: Das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus gilt nicht nur Juden, sondern ist universal gemeint und gilt allen Menschen, auch Heiden. Ausschließlich der Glaube an Jesus als dem Christus ist heilsrelevant – nicht mehr die Beschneidung und Unterwerfung unter die Tora. Es ist bezeichnend, dass diese Einsicht, dass das Heilswirken nicht nur den Juden galt, vor allem in den Städten jenseits der Jerusalemer Urgemeinde wuchs. Die Jerusalemer Urgemeinde nahm nur unter der Bedingung Heiden in ihre Gemeinde auf, wenn sie sich beschneiden ließen und der Tora unterwarfen. Anders im syrischen Antiochien, was das Apos-

telkonzil auslöste. Antiochien war die drittgrößte Stadt des Römischen Reiches mit ca. 1 Mio. Einwohnern. Es war politischer, militärischer und wirtschaftlicher Knotenpunkt zwischen Rom und der persischen Grenze. Zwischen Palästina und Kleinasien gelegen, beheimatete Antiochien eine große und sehr lebendige jüdische Gemeinde. Dorthin flohen Anfang der 30er Jahre nach der Steinigung des hellenistischen Juden Stephanus in Jerusalem einige Anhänger des Stephanuskreises. Das waren ebenso Griechisch sprechende Juden, die ursprünglich aus den jüdischen Diasporagemeinden römisch-hellenistischer, ägyptischer oder nordafrikanischer Städte kamen. Sie verkündeten das Evangelium von Anfang an auch den Griechisch sprechenden Heiden in der Synagogengemeinde Antiochiens. Dies ist deswegen wichtig zu erwähnen, weil hier, in Antiochien, durch die Stephanusanhänger diejenige Form missionarischer Praxis und Organisation entstand, die wir heute als paulinisches Christentum bezeichnen und die für den größten Teil der städtischen Entwicklung der Jesusbewegung charakteristisch werden sollte. Was aber ist das Charakteristische an der Stadtmission in Antiochien? In den Gottesdiensten der Synagogengemeinde waren viele „Gottesfürchtige“ zu Gast. Das waren Menschen, die mit der jüdischen Religion sympathisierten und mit deren Inhalten vertraut waren. Gerade sie stellten eine wichtige Zielgruppe für die christlichen Missionare dar. Im Gegensatz zur jüdischen Synagogengemeinde forderten sie bei einer Vollmitgliedschaft weder Beschneidung noch die Befolgung der Tora. Letzteres war im heidnisch

geprägten Umfeld im Blick auf die Reinheitsvorschriften, die beispielsweise beim Fleischverzehr galten, schwierig umzusetzen und begünstigte das Interesse an der christlichen Gemeinde. So kam es, dass die wohl bereits in den späten 30er Jahren gegründete Gemeinde in Antiochien die erste „gemischte“ Gemeinde war, die aus Juden und Heiden bestand. Hier nun stellte die Tora nicht mehr die heilsbedingte Grundlage der Gemeinde dar, womit eine neue Verhältnisbestimmung zur jüdischen Tradition und Herkunft vorgenommen worden war. Konkret bedeutete dies, dass Mahlgemeinschaft zwischen Juden- und Heidenchristen praktiziert wurde, bei der mitunter auch nicht-koscheres Fleisch gegessen wurde. Die jüdischen Christen entwickelten somit im kulturell-religiösen Kontext des vornehmlich heidnischen Antiochiens eine Haltung, welche die Identitätsbestimmungen, die durch

die Tora vorgegeben waren, relativierte. Sie passten sich in begrenztem Maße an die kulturellen Gepflogenheiten der Mehrheitsgesellschaft an. Diese Anpassung aber ermöglichte die Mahlgemeinschaft mit Heidenchristen.

Aufgrund dieser Praxis sollte sich eine der ersten theologischen Kontroversen des Frühchristentums entzünden. Denn bei der unter den Aposteln diskutierten Frage, ob die Mahlgemeinschaft mit den Heidenchristen dem jüdischen Gesetz entsprach, ging es um nichts Geringeres als um die Frage nach der jüdischen Identität und um die Wurzeln der christlichen Gemeinschaft. Wurde mit dieser Haltung nicht das spezifische Heilsproprium des Judentums und damit der eigenen Herkunft aufgegeben? Paulus, der, bevor er selbst auf Missionsreisen ging und eigene Stadtgemeinden gründete, bei denen die Mahlgemeinschaft erlaubt war, ungefähr 13 Jahre in Antiochien

als Mitarbeiter des Apostels, Missionars und Gemeindevorstehers Barnabas verbrachte, war an dieser Kontroverse beteiligt und nahm eine radikale Position ein. Seiner Meinung nach ist sowohl für Heidenchristen als auch für Judenchristen nicht das Gesetz der Tora heilsrelevant, sondern der Glaube an Christus (Gal 2,15–21). Diese Überzeugung führte allerdings zum Bruch mit den in Antiochien sich befindenden Aposteln Petrus und Barnabas, denn für sie war es Unglauben, was Paulus betrieb. Der paulinische Gedanke setzte sich aber bald durch und ist für uns heute grundlegend.

Das Oszillieren zwischen Hausgemeinde und Stadtgesellschaft

Paulus, der sich als der von Gott eingesetzte „Apostel der Heiden“ (Gal 1,15 f.) versteht, entwickelte nach seinen Anfangsjahren in Antiochien die Missionsstrategie, in die Städte des römisch-hellenistischen Raumes zu gehen und dezidiert „gemischte“ Gemeinden aus Juden und Heiden zu gründen. Aber wie sah das konkret für den Missionar aus? Das erstmalige Hineingehen in eine fremde Stadt geschah nicht immer mit wehenden Fahnen, sondern auch, wie Paulus in 1 Kor 2,3 einräumt, „in Schwäche und in Furcht, zitternd und bebend“, im alleinigen Vertrauen auf die Kraft Gottes. Das Hineingehen in eine Stadt geschah aber auch nicht ohne Planung. Oft kannte Paulus schon Leute vor Ort. Neben der bereits in Antiochien praktizierten Missionsstrategie, in den Synagogen und in deren Umfeld das Evangelium zu verkünden, stellten für Paulus Häuser und Familien sowie eine geregelte berufliche Tätigkeit die Bausteine

seiner Mission dar. Von privaten Häusern aus und durch die alltäglichen Kontakte, die sich durch seinen Beruf ergaben, wurde die weitere Stadtmission in Angriff genommen. Paulus hatte, wie der Neutestamentler Hans-Josef Klauck treffend bemerkte, „bereits gewonnen, wenn es ihm gelang, ein Haus zu ‚besetzen‘, im doppelten Sinn des Wortes“. Das Ehepaar Aquila und Priska, die Mitarbeiter von Paulus waren und in den Städten Korinth und Rom solche Hausgemeinden in ihren Häusern gründeten, taucht in den Paulusbriefen zweimal auf. In den Grußformeln werden Grüße von bzw. an „die sich in ihrem Haus konstituierende Gemeinde“ (1 Kor 16,19; Röm 16,3.5) bestellt. Die ersten paulinischen Gemeinden sind also *Stadtgemeinden*, die sich als *Hausgemeinden* konstituierten. In den privaten Wohnhäusern traf man sich regelmäßig zu gemeinschaftlichem Leben, zu Gebeten, Mahlfeiern und Gottesdiensten. Aus solchen Wohnhäusern entwickelten sich im Laufe der Zeit – bei zunehmender Gemeindegroße – Gotteshäuser, also Kirchen. Der anfänglich intime Raum des Hauses bedeutete für die ersten Christen, die eine Minderheit in den römisch-hellenistischen Stadtgesellschaften darstellten, ein Refugium. Denn dort konnten sie sich zurückziehen, sich sammeln und die eigene Identität stabilisieren. Paulus ging es aber bei der Gründung von Hausgemeinden nicht darum, sich von der Stadtgesellschaft abzuschotten. Vielmehr wollte er, dass die ersten Christen zwischen innen und außen, also zwischen dem intim-vertrauten Raum des Hauses als Sammlungsort und der Stadtöffentlichkeit, oszillierten. Das Evangelium sollte seiner Mei-

nung nach durchaus die Aufmerksamkeit der städtischen Öffentlichkeit auf sich ziehen. Paulus verlangte Toleranz, Offenheit, offensives missionarisches Bemühen gegenüber der Stadtgesellschaft. Die Präsenz einer Hausgemeinde in der Stadt bedeutete für ihn also keineswegs den völligen Rückzug aus der Stadtgesellschaft in ein selbst gewähltes Ghetto.

Dieser Ansatz kann für uns heutige Christen des 21. Jahrhunderts wieder an Bedeutung gewinnen. Das dritte Jahrtausend verspricht ein Jahrtausend enormer Verstädterung und riesiger Stadttagglomerationen zu werden. Der Weltbevölkerungsbericht des Weltbevölkerungsfonds der Vereinten Nationen aus dem Jahr 2007 schätzte, dass die Welt im Jahr 2008 einen bedeutsamen Meilenstein erreicht haben würde. Zum ersten Mal in der Geschichte würde mehr als die Hälfte der Menschheit, heute im Jahr 2011 3,5 Milliarden Menschen, in städtischen Gebieten leben – und das mit steigender Tendenz. Die Religionssoziologen sprechen von enormen religiösen Transformationen, die gerade in Großstädten vor sich gehen. Christliche Stadtgemeinden werden wieder im Spannungsfeld zwischen einer Stadtgemeinschaft, die im intimen Rahmen eines (Gottes-)Hauses ihre Lebenszelle hat, und der Stadtöffentlichkeit als eine Religion unter vielen leben müssen und ganz nach paulinischer Manier in ihr präsent sein und sie mitgestalten. Sie werden aber eben auch bereit sein müssen, von ihr neue Impulse zu erhalten, gerade im Blick darauf, wie das Evangelium unter den heutigen Zeichen der Zeit verkündet und neu inkulturiert werden kann. ■